



Japan in Berlin

Eine Wanderung durch die Japanische Ausstellung in Berlin. Mit Originalzeichnungen von R. Knöfel.



dem Besitzer des Café Bauer, Unter den Linden, ein Mann, der Mut und Unternehmungsgeist genug befaß, den mächtigen Park mit seinen reizenden Anlagen und den vielen geschmackvollen Kiosks und Häuschen, die von der „Hygiene“ geliebt waren, auf fünf Jahre gegen eine feste Summe zu pachten und den Berlinern ein dem vornehmen Vergnügen und der Unterhaltung geweihtes großartiges Sommeretablisement zu eröffnen. In Scharen zieht seitdem allabendlich das elegante Berlin und was es sonst wohl an Fremden besitzt nach dem Ausstellungspark, um auf seinen elektrisch beleuchteten Wegen bei den Klängen der Musikkapellen zu luftwandeln und die frische, wohlthuende Parkluft einzusatmen. In diesem Sommer aber trat ein neuer Anziehungspunkt hinzu: Die japanische Ausstellung.

Es war zweifellos ein origineller Gedanke, den der japanische Unternehmer Tannacker Buhrosan zur Ausführung brachte, als er eine Schar seiner intelligenten Landsleute zur Überfahrt nach Europa warb, auf daß man in den Großmächtsstaaten des fernen Westens aus eigener Anschauung erkenne, welcher Art die Kultur sei, die dort im Inselreiche des Ostens seit Jahrhunderten gedeihe und wunderbare Früchte zeitige, so wunderbare, daß man wie in ein lebendig gewordenes Märchen zu blicken glaubt, wenn man das nunmehr vor uns erstandene Japanertum betrachtet. Männer der verschiedensten Kunstgattungen, vom Seidenflicker und Blumenmacher bis zum leichtgliedrigen Akrobaten und tänzelnden Jongleur, Männlein und Weiblein und Kinderchen sind dem Rufe des Europafahrers gefolgt und bilden seit Monaten, zuerst in England und nun in Deutschland, eine der eigentümlichsten Kolonien, die der Wanderrtrieb je erzeugt hat, eine fliegende Ausstellungs-Kolonie.

Man erzählt sich in eingeweihten Kreisen, daß die japanische Regierung und ihre Vertreter in Europa dem eigenartigen Projekt, das Japanertum mit all' dem Interessanten und Absonderlichen bei uns spazieren zu führen, nicht so geneigt seien, als man zuerst geglaubt. Verständlich wird dies einigermaßen, wenn man sich vor Augen hält, daß die leitenden Kreise jenes mächtig emporstrebenden Volkes möglicherweise die Befürchtung hegen, man werde in Europa, zum mindesten von Seiten der schaulustigen Menge, jene Vorführung japanischen Lebens mit den üblich gewordenen Schaustellungen der Singalesen, Nubier und Kalmücken auf eine Stufe stellen. Allerdings keine angenehme Perspektive! Auch uns würde es nicht gerade förderlich für unsere Rangierung in der Kultur erscheinen, wenn etwa zweihundert unserer Landsleute als das „arbeitende, essende, trinkende und sich vergnügende Deutschland“ umherzögen und fremde Völker dafür Entree zahlen ließen, um hinter die Coulissen unserer Gebräuche und Sitten (es würden auch einige kleine Ansitten mit unterlaufen) blicken zu können.

Doch wir sind weder der Mikado noch japanischer Minister und wollen uns durch die Gedanken, die vielleicht das offizielle europäisch gekleidete Reich „Nippon“ beschäftigen, in unserer Anteilnahme an dem mannigfaltigen, wenn auch etwas puppenhaften Volksleben, welches unter der Firma „japanische Ausstellung“ sich uns zur Betrachtung bietet, nicht stören lassen.

„Es ist aber gar nicht mehr das unverfälschte Japanertum, wie man es in den Städten und Dörfern jenes Volkes findet,“ werden strenge Ethnologen trittele, denen das Reiseglied gelächelt und die Japan sehen durften; „es ist ein Schaustück,“ werden sie behaupten, „das sich von der Wirklichkeit unterscheidet, wie eben ein Bühnenspiel vom realen Leben!“ Nun, sei es drum; in jedem Falle sehen wir en miniature und als Bühnenstück ein gut Teil des japanischen Lebens, die Holzhäuschen und Tempelchen und Theebuden, die geschickten Kunsthandwerker, deren Arbeiten seit Jahrzehnten unser Staunen hervorrufen, — die japanischen Ehefrauen, die sich aus Liebe zu

ihrem Manne (damit sie keinem Anderen mehr gefallen) die Zähne schwarz färben und die Augenbrauen ausreißen, — die niedlichen, oft gepriesenen Theemädchen, die „Mesan“, deren harmlose kindliche Zutraulichkeit von allen Japan-Reisenden gerühmt wird — und die Tänzerinnen, die nach den Klängen des japanischen Nationalinstruments, des gitarreähnlichen „Samisi“, ihre zierliche Kunst üben.

Und echt ist alles, was wir sehen, der Stoff und die Menschen, die den Stoff vergeistigen. So, wie wir in dem Puppenstädtchen im Ausstellungspark die Holzhäuschen sehen, so sind sie auch in Japan selbst gestaltet, wo man der häufigen Erdbeben wegen, die das Land heimfuchen, keine Steinbauten auführt, aus Fichtenbrettern, meist einstöckig, mit Schilf- und Stroh-, oder, wenn das Haus vornehmer, mit Schindel- und Ziegel-Bedachung. In derselben Weise, in welcher diese Häuschen im Innern ausgestattet sind, d. h. im Grunde genommen, mit nichts, so sind auch die wirklichen Wohnräume in Japan das Ideal alles dessen, was Bedürfnislosigkeit erträunt: eine Matte und eine als Kopfstütze dienende Rolle sind außer dem Arbeitstischchen und einer Kohlenpfanne in den meisten Fällen das einzige Aneublement des Wohnraumes einer Familie; es müßte das Gemüt eines europäischen Gerichtsvollziehers zur Empörung bringen. Mit weniger läßt sich schwerlich auskommen. Dabei hat die Kopfstütze, dieser wertvolle Teil des Hausgerätes, noch den höheren Zweck zu erfüllen, der komplizierten Coiffure der Japanerin, eine Coiffure, die man geradezu als architektonisches Wunderwerk der Frisierkunst bezeichnen kann (sie wird mit Eiweiß geglättet, damit sie recht glänzend ist, und übrigens nur alle acht Tage aufgebaut), als Stützpunkt für die Nacht zu dienen.

Und auch der Tempel, ein mit Holzschnitzwerk verzierter und mit allerhand Papierlampen und Emblemen behangener Bau, dem nur eine Art von Veranda ein besonderes Gepräge verleiht, ist den zu Tausenden und Abertausenden im Lande verbreiteten Sinto-Tempeln getreulich nachgebildet. Seine Ausstattung war am Tage der Eröffnung noch nicht ganz vollendet, aber die Sonnengöttin Juhl, der die Sinto-Tempel zumeist geweiht sind, ist in Bezug auf die Einrichtung in ihrem Wohnraume ebenso bescheiden, wie die gewöhnlichen Stabgeborenen in jenem Inselreiche. Sie braucht in ihrem Allerheiligsten nur einen Spiegel (den „Spiegel der Wahrheit“) und einen Streifen weißen Papiers oder „Gohei“, als

dort draußen im Norden Berlins, wo sich im Angesicht des monumentalen Moabiter Justizpalastes heute der mächtige städtische Ausstellungspark ausbreitet, nur eine wüste öde Fläche, die den Kindern der Bewohner angrenzender Straßen zum Spielplatz oder der so bequemen Nähe des alten Packhofs wegen zur Lagerstätte für Holz, Steine und andere Baumaterialien diente. Mit einem Schlage wurde das anders. In den Reihen hervorragender Männer aller Kreise, an ihrer Spitze die Kaiserin Augusta, tauchte das Projekt einer „Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen“ auf und der Blick fiel auf das geräumige städtische Terrain, welches dort draußen brach und ungenützt dalag. Unter der Hand kunstgewandter Gärtner verwandelte sich nunmehr die wüste Fläche alsbald in einen grünen, anmutigen Park. Wege und Beete entstanden, kleine Seen mit überbrückten Kanälen durchschnitten das Terrain, und nach mühevoller, monatelanger Arbeit war das letzte Restchen aus früheren Zeiten getilgt. Durch rastlosen Eifer gefördert, entstand die Hygiene-Ausstellung. Aber ein widriges Geschick stand ihr entgegen. Eine Feuersbrunst zerstörte das fast vollendete Werk, und es bedurfte der ganzen aufopfernden Teilnahme der hohen Protektorin und des Deutschen Kronprinzen, daß man an den Wiederaufbau der Arbeit ging. Das jetzt mitten im Park aufragende, durchaus massive, in seinen wesentlichsten Bestandteilen aus Eisen konstruierte Ausstellungsgebäude war die eine, der glänzende Verlauf der Ausstellung selbst die andere Frucht dieser ernten Bemühungen. Die glänzenden Resultate, welche dieses humanitäre Unternehmen gezeitigt, sind bekannt. Von allen Seiten mit den wertvollsten Gegenständen ausgerüstet, wurde die Ausstellung eine wahre Fundgrube des Studiums und der Belehrung für die ärztlichen und alle dieser Kunst verwandten Kreise, deren Angehörige aus allen Teilen Deutschlands in Scharen herbeigeieit kamen.

Die Ausstellung war vorüber und von allen Seiten machten sich Stimmen geltend, daß der Park in seiner Gestalt auch für fernere Zeiten der Allgemeinheit erhalten bleiben und für neue Ausstellungsunternehmungen reserviert werden solle. In dem nämlichen Augenblick, da die Berliner Stadtverordnetenversammlung diesen Vorschlag zum Beschluß erhob, fand sich in



In der Ausstellungshalle.

Symbol der Reinheit. In jedem Falle ein Gözendienst, der nicht viel Unkosten macht. Der Tempeldienst in den Buddhistentempeln, die „Tiras“ heißen, erfordert etwas mehr als in den „Mias“ genannten Sintu-Religionshäusern, nämlich die Aufstellung der mindestens lebensgroßen Buddha-Statue, die von einer beträchtlichen Anzahl Priestern bewacht wird, und diese wollen auch leben. Die Sintu-Religion, wie gesagt, übrigens die ursprüngliche und eigentliche religiöse Anschauung des Volkes, stellt die einfachsten Anforderungen an die Ceremonialpflichten ihrer Befenner. Wer an den Festtagen den Tempel besucht, reinigt seine Hände in einem Becken in der Veranda, kniet in dieser, gegenüber einem vergitterten Fenster, nieder, durch welches er jenen vorerwähnten Spiegel der Wahrheit erblickt, spricht seine Gebete und opfert Reis, Früchte und Thee. Auch die Sonnengöttin ist vegetarisch gesinnt, wie ihre Befenner, welche in der Verschmähung des Fleisches und dessen, was mit diesem in Zusammenhang steht, so weit gehen, daß sie beispielsweise auch die Milch als „weißes Blut“ in Acht und Bann thun. Da haben unsere Vegetarianer noch etwas zu lernen. Die Sintu-Religion schärft ihren Angehörigen fünf Gebote besonders ein: 1. die Bewahrung des reinen Feuers; 2. Reinhaltung der Seele, des Herzens, des Leibes; 3. Beobachtung der Festtage; 4. Wallfahrten; 5. Verehrung der Kami, einer Art Hausgöttin, und man muß den Japanern nachrühmen, daß sie in bezug auf Punkt 3 ängstlich danach streben, diese Vorschrift zu erfüllen. Sie sind peinlich sauber und selten hört man ein unzüchtiges Wort aus ihrem Munde.

Endlich ist auch das Wirtshaus ganz nach dem Modell der Wirklichkeit gearbeitet, aber der eigenartige Verkehr, der es im Heimatlande belebt, fehlt natürlich. Da fehlt die seltsame Venrikicha-Bespannung (es ist dies ein kleines, von Menschen gezogenes Wägelchen, das die alten Säufen, „Marimon“ genannt, nach und nach verdrängt), es fehlen hier die vornehmen Japaner, welche Einkehr halten, und die Tänzerinnen mit ihren singenden und musizierenden Begleiterinnen, welche die einkehrenden Gäste — um den Schlaf bringen.

Es ist ein eigenartliches Gefühl, welches uns beschleicht, wenn wir in der großen Halle in dem Puppenstädtchen, an den niedlichen Häuschen, vor den freundlichen braunen Menschen vorbeischießen, ein Gefühl der — nennen wir es der Genugthuung, daß dieses betriebame, intelligente Volk sich uns so anfreundet, um dies kurze und bündige Wort zu gebrauchen. Gerade dieses Volk. Noch bis vor dreißig Jahren hatte Japan sich von allem Fremdländischen abgeschlossen, als sei es die Pest, die mit den Europäern ins Land gebracht würde. Nur die Holländer hatten Erlaubnis, in einigen Häfen Handel zu treiben, nachdem sie in der Zeit der Christenverfolgung in Japan, während der den christlichen Völkern der Eintritt ins Land verwehrt war, die Erklärung abgegeben, daß sie zu diesen Völkern nicht zu zählen seien. Herr v. Siebold, der selbst in holländischen Diensten stand, einer der Ersten, die über das ferne Inselreich und seine Bewohner dem damals noch stammenden Europa berichtet hatte, erzählt von diesem holländischen Handelskunststückchen.



Japanische Verkäufer.



Japanische Tänzerinnen.

Ja damals, vor wenigen Jahrzehnten noch, war es ein Wunder, wenn Einer aus eigener Anschauung über Japan zu berichten wußte, und die Fabrikate, die aus jenem verschlossenen Reiche des Ostens kamen, waren mit dem Reize des

Geheimnisvollen umgeben. Man betrachtete jeden, der solche Erzeugnisse japanischer Industrie besaß, als einen Sammler wichtiger ethnographischer Kuriositäten. — Und jetzt? Jetzt leben die Söhne jenes Inselreiches mit uns und unserer Kultur, als sei sie ihnen seit Jahrhunderten verwandt und vertraut, sie eignen sich die Gedanken Europas an und für unsere Industrie ist die japanische keine Kuriosität mehr, sondern eine Anregung zu neuen Studien und Forschungen.

So bietet denn die neueste Ausstellung in jenem „Park Bauer“ dem Ethnologen gleicherweise wie dem Freunde der Kunstindustrie ein interessantes Feld der Beobachtung.

Der Ethnologe findet seine Rechnung in dem großen Raume neben dem improvisierten japanischen Städtchen, dem sogenannten „Theater“. Hier kann er jenes merkwürdigen Volkes Eigenart und Geschicklichkeit in Tanz und Equilibristik studieren, staunenswerte Turnier- und Jongleurstücken sehen, die das Selbstbewußtsein europäischer Gymnastik aus dem Gleichgewicht zu bringen imstande sind und über die Seltsamkeit nachdenken, wie Tänze auch den Eindruck des Graziösen hervorrufen können, ohne daß sie im entferntesten unserer Vorstellung vom Rhythmischen und Schönen entsprechen; wie überhaupt jene Anmut der Tänzerinnen auf uns wirkt, obwohl wir uns bewußt sind, daß sie mit unserem Schönheitsideal nichts gemein hat. Der Freund der Kunstindustrie aber blickt hier zum ersten Male hinter die Coulissen jener japanischen Zierarbeit, bei der den kleinen braunen Menschen vielleicht dieselbe Fingerfertigkeit zu fatten kommt, die wir soeben im „Theater“ nebenan an dem Jongleur bewundert. Eine gewisse Fingerfertigkeit geht in der That durch das ganze Volk und man kann selbst hohe Staatsbeamte Musterarbeiten von Stickereien ausführen sehen, die der feinsten weiblichen Hand zur Ehre reichen würden. Manche ihrer Arbeiten werden mit Recht seit langem bewundert, Vieles ist in der Technik

noch unerreicht, so ihre Ladarbeiten, die aus Fichten- und Cedernholz gefertigten Kisten und Kästchen, die in so un-nachahmlicher Weise mit dem Khus vernix-Firnis überzogen werden, ferner ihre Emaille-Fabrikate, zu denen sie sich einer nur ihnen eigentümlichen Metall-Komposition Syakido bedienen, und endlich ihre Malereien, die zwar des wirklich hohen Kunstgeistes entbehren, in vielen Stücken auch den Gesetzen der Zeichenkunst nicht entsprechen, aber in der auf getreuer Beobachtung des Tierlebens beruhenden phantasievollen Wahl der Sujets und zumal der virtuosen Behandlung der Wasserfarben stets etwas Bemerkenswertes bleiben werden.

Eine kurze Wanderung durch diese Ausstellung schon lehrt es uns verstehen, wieso beinahe alle Reisende, die in Japan gewesen, von diesem Lande und seinen kindlich gutmütigen, höflichen und geschickten Bewohnern des Lobes voll

sind. Eine sympathische Anmut, nicht jene, die aus unserem Götterhimmel stammt, und doch eine, leuchtet aus allem hervor, was die kleine Kolonie des fremden Volkes uns vor Augen führt.

P. Gisbert.

Edelwild.

Eine Erzählung von Ida Boy-Ed.
(3. Fortsetzung von Seite 302.)

Moscheles wußte, daß die Schwägerin seines verehrten Lehrers in Kochel einsam lebe; derselbe besuchte sie jedes Jahr und es erschien höchst wahrscheinlich, daß der Professor nur ihretwegen die Berufung an die Münchener Universität angenommen habe. Hier lagen offenbar sehr zarte und tiefe Beziehungen zu Grunde, von denen der junge Gelehrte aus warmer Teilnahme für seinen geliebten Lehrer und Meister, den er mit Bedauern so lebhaft beunruhigt sehen mußte, gern Näheres erfahren hätte. Wenn nur Fräulein Ottilie nicht doch etwas Unerfreuliches zugestoßen war! — Dennoch verbot die Bescheidenheit, den Professor direkt zu fragen.

Aber Lothar von Droste hatte das Gemüt eines Kindes. Eine Sorge oder eine Freude unausgesprochen zu lassen, war er nicht imstande, wenn er sich einer Person gegenüber sah, die sein Vertrauen genoß. Und der junge Mensch, der da verlegen am Tische saß, diente seinem Professor schon seit Jahren als Hörrohr. Droste sprach alles in ihn hinein, Moscheles aber blieb stumm und verschwiegen, nur nicht so teilnahmslos wie ein Instrument. Der Eltern- und Familienlose hatte sein ganzes Herz dem Professor und was mit diesem zusammenhing gegeben, schon früher war ihm jede Nachricht von Mariannen oder von Ottilie wichtig und von höchstem

Interesse gewesen. Er kannte Mariannens Schicksal, der Professor hat es ihm selbst erzählt, denn es war unverkennbar, daß dieser jeden Tag das Bedürfnis hatte, von ihr zu sprechen. Ehe also noch der scheue Wunsch sich zur Frage gestaltet hatte, sagte Droste stark: „So geht es nicht weiter! Ohne Frage, Moscheles, ich fahre morgen früh, denn Ottila sagt, die Mama sei sehr aufgeregt. Ich werde einmal gründlich und schonungslos mit Mariannen reden. Aber das kleine Ding braucht nicht Ohrenzeuge zu sein, die muß man beschäftigen; Alfred, dafür rechne ich nun einmal auf Sie, mein Sohn.“

„Auf mich?“ fragte der Doktor bestürzt, „ich sollte — Sie begleiten? Ich bin so ungeschickt. Fräulein Ottilie ist so munter, und gewiß, ja gewiß, sie wird mich auslachen.“ „Und ist also beschäftigt,“ ergänzte der Professor mehr logisch als rücksichtsvoll. „Lassen Sie sich mir zur Liebe allenfalls von dem übermütigen Mädchen necken, mehr thun kann Ottilie niemandem. Sie springt und plaudert wie ein Quell, aber sie ist auch lauter wie ein solcher.“ Seine Stimme war bewegt, dann setzte er hinzu: „Haben Sie denn gar niemals mit Damen verkehrt?“

„Nein!“ antwortete Doktor Moscheles gedrückt. „Meine Eltern starben früh, meine Großeltern sind einfache Leute, geselligen Verkehr kannte ich nie, meine Existenz auf der Universität bestritt ich durch Stundengeben, und hätte dennoch nicht durchkommen können, wenn nicht Sie...“ „Silentium! Also Sie begleiten mich! Wenn Sie denn

Takt und gute Manieren nirgendwo gelernt haben, müssen sie Ihnen angeboren sein, denn daß sie Ihnen fehlen, kann man nicht sagen.“

„Sie vergessen, Herr Professor, daß ich seit vielen Jahren das Glück habe, Ihren täglichen Umgang...“

„Nehmen Sie die Lampe, mein Sohn, wir wollen uns nochmals die Räumlichkeiten betrachten.“

Der junge, geschmeidig gewachsene Mann stand auf; er mochte eher für eine große als für eine Mittelfigur gelten, sah aber neben der Riesengestalt des Professors klein aus. Sie gingen nun mit einander durch die ganze Wohnung. Das Studier- und Bibliothekzimmer lag abgefordert im Hinterflügel des Gebäudes, sie mußten erst den Korridor passieren, an dem die Küche und die Bedientenstube lag, um in die Wohnräume zu gelangen. Es waren sechs nebeneinander liegende Gemächer, davon eins in saalartiger Ausdehnung. Alle Zimmer waren fertig eingerichtet, bis auf eine größere Stube.

„Ich wollte dem Geschmack meiner Schwägerin für ihr Schlafgemach nicht vorgreifen,“ sagte Droste, dem fragenden Blick seines jungen Freundes ausweichend. „Hier nebenan in dem Kabinettchen könnte vielleicht die Jungfer schlafen, falls sie nicht das Bedientenzimmer bekäme und der Friß in der Bodenkammer sein Heim aufschlüge. Aber sehen Sie da, das ist für meine Kleine!“

Der Professor lachte über das ganze Gesicht und leuchtete in dem Raum umher, in den sie eben getreten. Es war



Aus dem alten Märchenbuche. Nach dem Gemälde von Antonio Rotta.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Gansfänger in München.)

Brendamour

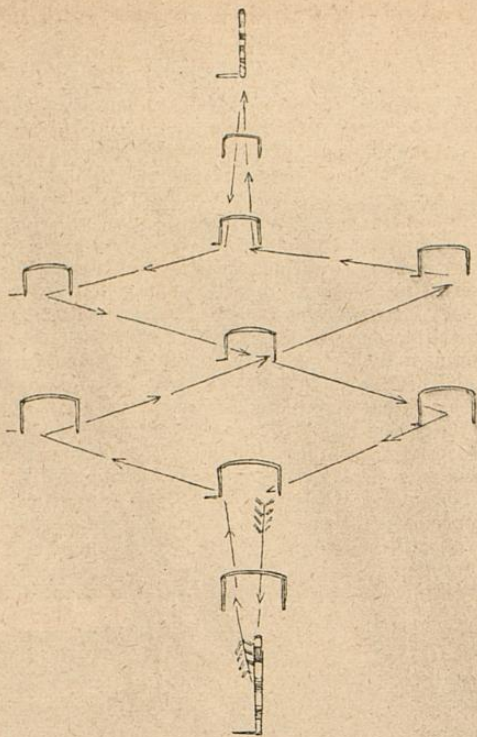
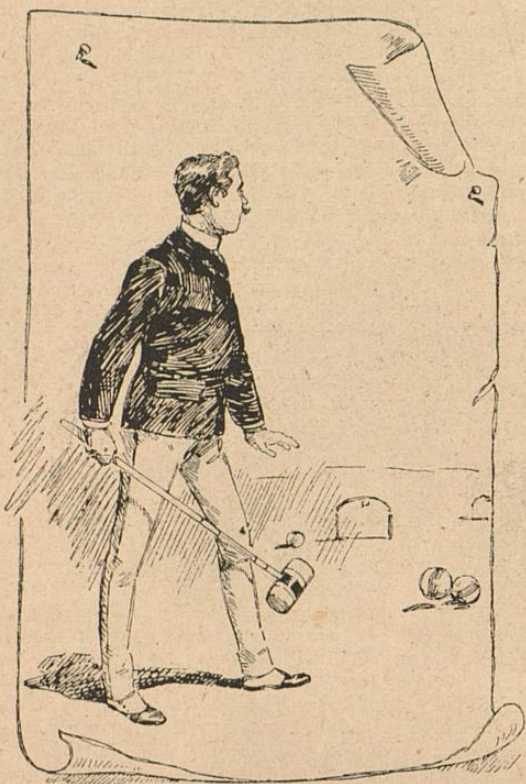
Englische Rasenballspiele.

Von Ottomar Beta.

Mit Originalzeichnungen von Gustav Brandt.

II. Croquet.

Nachdem wir also das Cricketspiel kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben,* gehen wir nunmehr zum Croquet über. Dieses auch bei uns so wohlwollend aufgenommene Spiel hat eine wissenschaftliche Seite und ist schon vielfach wegen der dabei nötigen Treffsicherheit und der Berechnung halber, mit welcher durch den einen — mittels eines quereartigen Hammers getriebenen — Ball der andere in eine bestimmte Richtung zu



eigenen Ball durch eine Reihe von aufgestellten Thoren zu treiben, den Gegner aber daran zu hindern, daß er uns auf diesem Wege nach, geschweige denn zuvorkomme. Da man nun des Gegners Ball diesseit eines zu passierenden Thores kippen und wippen, dann das Thor passieren und denselben (oder einen anderen) feindlichen Ball abermals kippen und wippen kann (u. s. f.), so ist es ersichtlich, daß im richtigen Treiben, Schneiden und Nachlaufen lassen der eigentliche Witz des Croquetspiels beruht. Was aber auf dem Gebiete der Ko-ketterie oder des „Kirtling“ dabei noch abfällt, darf uns in unserem wissenschaftlichen Ernste nicht irritieren. Thatsache ist indes, daß diese minder streng-sportliche Seite des Croquet wohl die Hauptursache seiner großen Beliebtheit war. Auch ist es für größere Gartengesellschaften, wo die ersten Bekanntheitschaften sich anbahnen, noch heute in England in ausgedehnterem Betriebe geblieben. Dagegen hat sich für den intimen Kreis der Familie und für den besonderen Zweck, zarten Schößlingen zu einer konstanteren Beschaffenheit zu verhelfen, das Lawn-Tennis neuerdings als noch geeigneter bewährt, ebenso wie es von dem Körper auch eine wohlthuerende und energiereichere Bethätigung fordert als das Croquetspiel.

Über das Lawn-Tennis demnächst.
Zum Croquetspiel, welches auch Thorballspiel heißt, gehören in erster Linie die Thore, um den Weg zu bezeichnen, welchen die Bälle zu verfolgen haben, und welche in verschiedener oder auch beliebiger Weise aufgestellt werden. Meist geschieht dies im Halbbogen, auch in der Form einer Acht, eines Adlers, des Andreaskreuzes oder endlich eines Viererecks,

und Reiz; sie nehmen deshalb Thore von nur 10 cm Weite, die den Durchmesser der Bälle selbst nur um ein Weniges übertreffen. Die „Pfoften“ sind zwei 3—4 cm dicke und 50 cm aus dem Boden hervorstehende Pfähle, von denen der eine das „Schlagmal“, der andere das „Rehmal“ heißt. Beide haben acht Farbenringe in folgender Reihenfolge von oben nach unten: blau, rot, schwarz, gelb, braun, orange, grün, violett. Die Bälle, acht an der Zahl, werden aus Buchsbaum oder Birkenholz gefertigt und haben 9—10 cm im Durchmesser. Sie sind je 4 gleichfarbig, und zwar blau und hellrot bemalt und erhalten außerdem die Farbenringe, welche denen des Pfoftens entsprechen, so daß jeder Mitspielende seinen Ball erkennt und die Reihenfolge, in welcher er ans Spiel kommt, vom Pfoften ablesen kann. Von den blauen Bällen erhält der eine einen schwarzen, der andere einen braunen und der letzte einen grünen Ring; dem entsprechend wird die rote



bringen ist, mit dem Namen „Rasen-Billard“ belegt worden. Es giebt dabei, wie beim feineren Billard, tiefe, hohe, kurze und lange Stöße, hier also Schläge, ebenso Schneider und Nachläufer resp. Zurückzieher. Ein mittelst des Queues oder Hammers hoch getroffener Ball läuft dem Ball, auf den er getrieben wurde, nach; tief getroffen bleibt er nach der Begegnung mit einem zweiten Ball stehen, schief auslaufend setzt er seinen eigenen Lauf seitlich oder schräg fort und teilt auch dem anderen Ball eine schräge Richtung mit. Die Theorie des Billards ist also beim Croquetspiel gewissermaßen eine Voraussetzung, wie auch wir diese Voraussetzung bei unserer Darstellung machen, die nur mit den spezifischen Eigentümlichkeiten dieses Spiels und seinen Sondergesetzen sich beschäftigt.

Zwei technische Eigenheiten bei der Praxis des Rasenbillards sind das „Kippen und Wippen“. Das Kippen besteht darin, daß man den eignen Ball in der Weise vorwärts treibt, daß er den Ball eines Gegners in eine für sein weiteres Fortkommen auf einem durch Thore vorgeschriebenen Wege unvorteilhafte Position bringt. Durch diese Operation erhält man zugleich das Recht zu einem weiteren Schläge, bleibt also am Spiel. Und zwar muß man nun den „gekipperten“ Ball zuvörderst auch „wippen“. Um dies auszuführen, legt man den eigenen Ball neben den gekippten, setzt den Fuß auf den eigenen Ball (nach neuerem englischen Wus ist letzteres nicht mehr üblich) und schlägt nun mit dem Hammer gegen den eigenen Ball in der Weise, daß der Schlag sich auf den feindlichen Ball überträgt und diesen abermals in eine für die Gegenpartei noch unvorteilhaftere, für den eigenen Ball später abermals benutzbare Position bringt. Beim Croquet kommt es nämlich darauf an, seinen



der sogenannten Alt-Englandsform. Die Thore sind aus Stabeisen rechtwinklig, auch rund gebogen, und haben unten zugespitzte Schenkel von etwa 40 cm Länge. Die beiden Schenkel werden ca. 15 cm tief in den Boden getrieben, so daß sie als ca. 25 cm hohe Thore hervorstehen. Geschickteren Spielern gewährt ein Thor von dieser Weite zu wenig Schwierigkeiten

Partei gekennzeichnet. Die Schlägel, gleichfalls acht an der Zahl, haben die Gestalt eines langgestielten Hammers. Der walzenförmige Kopf ist von verschiedener Länge, und zwar pflegen bessere Spieler einen längeren Kopf vorzuziehen, weil er dem Schläge eine größere Kraft und Sicherheit des Zielens verleiht. Farbige, kleine Metallzwingen (Reiter) dienen dazu, diejenigen Thore zu bezeichnen, welche der gleichfarbige Ball zuletzt passiert hat. Jeder Spieler bringt zum ersten Schläge seinen Ball etwa einen halben Meter vom Schlagmal entfernt auf den Boden und treibt ihn mit einem härteren Schläge durch das erste und womöglich auch sofort durch das zweite Thor. Er bleibt nun so lange am Schläge, als er ordnungsmäßig seinen Ball durchs nächste Thor treibt oder einen anderen Ball „kippt“ und „wippt“. Hat er auf diese Weise der Reihe nach die Hälfte der Thore passiert, so muß er mit seinem Ball das „Rehmal“ berühren und sich dann durch die andere Hälfte der Thore „nach Hause“ begeben. Berührt er jetzt mit seinem Balle das „Schlagmal“, so ist er „tot“. So lange aber die übrigen Bälle der eigenen Partei noch nicht nach Hause gekommen sind, vermeidet er das Schlagmal zu treffen; vielmehr geht er nach Passieren des letzten Thores mit seinem Ball hinter dem Schlagmal herum und ist nun ein „Räuber“. Als solcher steht er der eigenen Partei, so oft er „dran“ ist, mit Kippen und Wippen feindlicher Bälle bei, ohne seinen Ball durch irgend ein Thor treiben zu müssen. Erst wenn sämtliche Bälle der eigenen Partei glücklich alle das Thor passiert haben, bringt der Räuber seinen Ball durch Berührung mit dem Schlagmal ebenfalls „außer Spiel“, und diejenige Partei, welche zuerst alle ihre Bälle außer Spiel setzt, also „tot“ gemacht hat, ist Siegerin.

* Artikel I. Das Cricket siehe Seite 267.

Theater und Musik.

Das „Deutsche Theater“ in Berlin steht am Schluß seiner zweiten Winter-Campagne. Es ist ihm und seinen Leistungen gelungen, das hervorragendste Interesse des kunstverständigen Berliner Publikums zu fesseln...

Doch wir dürfen bei einem allgemeinen Rückblick auf die Saison uns nicht bei Einzelheiten aufhalten. Was außer der liebevollen Inscenierung klassischer Stücke, außer dem Vorführen halbvergessener oder gänzlich ungeliebter Dramen die feiner organisierten, geschmackvollen Kunstfreunde ferner an diese Bühne gefesselt, das ist das vortreffliche Schauspiel...

Ziehen wir hier nach die Summe unserer Betrachtungen, so müssen wir uns freuen, daß das Deutsche Theater auch in dem zweiten Winter seines Bestehens in so reichem Maße zur dramatischen Kunstpflege in der Hauptstadt des Reiches viel beigetragen...

* Gustav v. Moser tritt mit drei Novitäten in die Winteraison ein, Lustspielen mit Charakterrollen. Er will keine Schwänke und Possen mehr schreiben. Das eine Stück heißt „Lug und Trug“ und ist bereits fertig...

* Madame Nilsson hat vor dem Tribunal erster Instanz des Pariser Civilgerichts ihren Prozeß gegen ihre Schwiegereltern, Schwäger und Schwägerinnen, sämtlich sogenannte Erben des verstorbenen Gemahls dieser Sängerin (August Rouaud), gewonnen...

* Fräulein Alexandrine Matzen vom Landestheater in Graz soll in der ersten Hälfte des September als „Räthchen von Heilbrunn“, als „Rosamunde“ (Kossmüller und Fink) und vielleicht auch als „Emilia Galotti“ im königlichen Schauspielhause in Berlin auftreten...

Aufzucht von Luxusfischen in der Häuslichkeit.

Von Dr. Karl Ruff.

Welch' eigentümlicher Reiz für jeden Naturliebhaber liegt darin, junges Tierleben gewissermaßen willkürlich hervorzurufen, d. h. also zu züchten. Mit welcher Spannung wird der Nestbau eines Vogelpärchens, das Gelege, das Ersehen und Heranwachsen der jungen Vögel verfolgt!

Den eben so schönen als eigenartig interessanten chinesischen Großflosser, auch Makropode oder Paradiesfisch genannt, welchen ich gegenwärtig bereits in der dritten und vierten Generation mit Erfolg züchte, kann man in kleinen Becken von etwa einem Kubikfuß Wasserinhalt gut zur Fortpflanzung bringen...

Die Züchtung der anderen Luxus- und Liebhabereifische ist allerdings ungleich schwieriger; aber auch in betreff ihrer weiß ich Rathschläge zu geben, welche Erfolge in Aussicht stellen. Der Liebhaber richte sich einige flache Aquarien mit sehr reichlichem Pflanzenwuchs ein, stelle dieselben an einen Ort, wo sie so viel Sonne als irgend möglich bekommen...

Kleines Auskunftsbureau des „Bazar“.

Fräulein A. U. in B. Sie bat um Angabe eines Stellenvermittlungsbureaus für Erzieherinnen und Gesellschafterinnen in Frankreich und Rußland, vergaßen aber dabei zu bemerken, ob die betreffende Dame sich von Deutschland aus brieflich dorthin wenden, oder persönlich in eines der beiden Länder übergeben und sich an Ort und Stelle der Vermittlung eines solchen Bureaus bedienen wolle...

Selbst: Damen von besonderer musikalischer Begabung, die überdies auf einem Berliner Konservatorium ausgebildet sind und ein Certificat darüber besitzen, finden im Hause leicht Stellung als Musiklehrerin; doch trägt dieselbe selten mehr als freie Wohnung und Kost...

Zu schriftlichen Erkundigungen von Deutschland aus über Stellenvermittlung ist zu empfehlen die Agentin Mme. Goemans, 31 rue des Ecuries d'Artois, Paris.

Für stelltenjüngende Erzieherinnen, die nach Rußland gehen wollen, bieten sich in St. Petersburg zwei empfehlenswerte Homes dar: das deutsche Home, an welches die Damen sich von Deutschland aus unter folgender Adresse zu wenden haben: A la Direction de l'Asile pour les gouvernantes à St. Petersburg...

Das zweite treffliche Home ist das der Philanthropischen Gesellschaft. Auf Empfehlungsschreiben finden die Damen hier Wohnung (ein Zimmer für 4-8 Rubel monatlich d. i. 8 Mk. 40 Pf. bis 16 Mk. 80 Pf.); muß sich aber selbst beköstigen...

Frau Sanitätsrätin F. in U-D. Warum es in England von Jahr zu Jahr weniger Stellen und von Jahr zu Jahr mehr stellenlose Gouvernanten giebt, und ob für diesen Uebelstand nicht vor der nächsten Zeit eine Besserung zu erhoffen sei?

Reiseliteratur.

Wir haben, obwohl die Saison bereits erheblich vorgeschritten ist, noch einige Reisebücher zu empfehlen, die manchen Touristen, zumal denjenigen, die erst im August und September aufbrechen wollen oder können, nicht nur noch rechtzeitig, sondern auch höchst erwünscht kommen dürften...

Höchst wertvoll für die das Innere von Westtirol Bereisenden erweist sich ferner der von Nepomuk Zwick, einem renommierten und sehr erfahrenen Mitgliede der Schweizer Alpenclubs, ausgearbeitete „Führer durch die Oetzthaler Alpen und das Gebiet zwischen Oberinntal, Vintschgau und Brennerbahn“...

Gleichen Wert darf der in 4. Aufl. vorliegende „Führer durch die Dolomiten“ von Julius Meurer (Präsident des österreichischen Alpenclubs) [Gera, Leipzig, Wien, Berl. v. Amthor] beanspruchen. Es ist eine außerordentlich sachkundige und geschickte Umarbeitung des bekannten Paul Ed. Kurz'schen Führers...

Die neue Wasserleitung.



So jetzt bin i eben doch froh, daß i die Wasserleitung hab einrichten lassen, es ist halt doch a große Bequemlichkeit.



So jetzt woll'nr a mol sehen.



— so böß is g'scheid, daß der Hausherr die Wasserleitung hat einrichten lassen, jetzt braucht ma si nimmer so z'schinden bis ma



a Wasser herbringt.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes vom 1. August.

Fig. 1. Morgentaillette. Der 225 Cent. weite Rock aus rotem Baumwollen-Satin ist am unteren Rande mit einer 15 Cent. breiten, à plissé gefalteten Frisur und oberhalb derselben mit einem 4 1/2 Meter weiten, 77 Cent. hohen, in der Weise der Abbildung in Falten geordneten Bolant von gleichem Satin ausgestattet; letzterer ist mit 5 Cent. breitem geklöppelten Einsatz und 16 Cent. breiter gleicher Spitze verziert. Die Jacke aus Satin ist mit einem Futter von gleichem Stoff versehen, mit einem 150 Cent. weiten in Falten geordneten Schoßteil verbunden und am unteren Rande mit einer 13 Cent. hohen Frisur von Satin begrenzt. (Siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 1.) Geklöppelte Spitze von 16 Cent. Breite, sowie 5 Cent. breiter gleicher, mit Berücksichtigung der Abbildung angebrachter Einsatz garnieren die Jacke, deren Vordertheile aus Futterstoff

mit Knöpfen und Knopflöchern zum Schließen versehen sind. Vorn am Halsauschnitt und an den Seitenteilen sind Enden von 6 Cent. breitem Atlasband befestigt, welche in Schleifen geschlungen werden. Hut aus Florentiner Strohgeflecht mit Satin und Atlasband garniert.

Fig. 2. Promenadenkleid. Der Rock aus Satin ist am unteren Rande mit einer 10 Cent. breiten Frisur von gleichem Stoff garniert und oberhalb derselben mit einem hohen Bolant von geklöppelter Lamaspitze überdeckt. Die Tunika und die Taille hat man aus durchbrochener Stamine gefertigt, und ersiere in der Weise der Abbildung in Falten geordnet. (Siehe die nebenstehende Abb. 2.) Die Taille, deren lose Vordertheile reversartig umgelegt sind, ist mit einem blusenartigen Einsatz von Lamaspitze verbunden, mit einem Stehragen von gleicher Spitze ausgestattet und mit Armlevers und Schleifen von Sammetband verziert. Die Garnitur des Hutes aus Lamaspitze bildet ein Tuff von grünen Blättern, in welchem Schlingen und Enden von Sammetband befestigt sind.

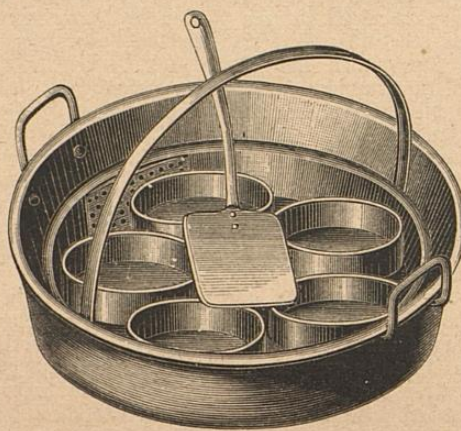


1.



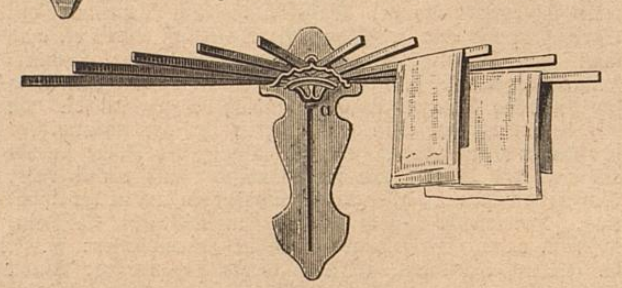
2.

Zeit trocken; sie kommen ohne Schale und zwar pflaumenweich zur Tafel und machen den Eierbecher vollständig entbehrlich. Adams Eierkocher besteht aus einer verzinnnten Pfanne, nebst einem mit Gentel versehenen Einsatz aus gleichem Metall, dessen Wandung zum Teil durchsiebt ist. Am Boden dieses Einsatzes befindet sich eine Anzahl von blechernen herausnehmbaren Ringen, welche dem darin bereiteten Ei eine runde Form geben. Bei Benutzung der Pfanne füllt man dieselbe bis etwa 1 Cent. über den Einsatz mit kochendem



Wasser und stellt sie sodann auf den Herd. Die Eier werden nunmehr einzeln in je einen Ring eingeschlagen und bleiben sodann 7 bis 8 Minuten auf dem Feuer. Wenn dies geschehen, sind die Eier pflaumenweich gekocht und man nimmt dieselben mittelst des beigegebenen Spatels heraus um sie auf den Teller zu legen, nachdem man zuvor den Einsatz aus der Pfanne herausgehoben hat und das Wasser durch die durchsiebte Wand abgelassen ist. Diese Pfannen werden für eine beliebige Anzahl von Eiern hergestellt; man kann natürlich in jeder derselben auch weniger Eier bereiten, als Ringe darin vorhanden sind, indem man nach Belieben die letzteren leer läßt. Adams Eierkocher wird in 4 Größen zu 4, 5, 6 und 8 Eiern (zum Preise von 5,50, 6, 6,50 und 7 Mark) hergestellt.

Amerikanischer Wäschetrodner. Der neue sehr zweckmäßig und solide gebaute Wäschetrodnerapparat nimmt einen ungewöhnlich kleinen Raum ein und kann trotzdem für eine große Anzahl von Wäschestücken benutzt werden. Derselbe empfiehlt sich besonders für Kinderwäsche und findet in jeder Zimmercke seinen Platz, er nimmt einen Raum von ca. 23 Cent. Breite, sowie eine ganze Höhe von ca. 79 Cent. in Anspruch und wird an der Wand befestigt. Vermittels des Griffes a schiebt man die Stäbe nach oben, wenn der Apparat benutzt werden soll; wie Skizze II zeigt, gewinnt man hierdurch 10 Stäbe zur Aufnahme der Wäsche, deren jeder eine Länge von ca. 60 Cent. hat, während nach der



Benutzung durch Herunterziehen des Griffes A die Stäbe in ihre frühere Lage kommen, und der Apparat alsdann der Skizze I entspricht. Der Preis dieses nützlichen Gerätes stellt sich auf 6 Mark pro Stück.

Bum Raten für Alt und Jung.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 50.

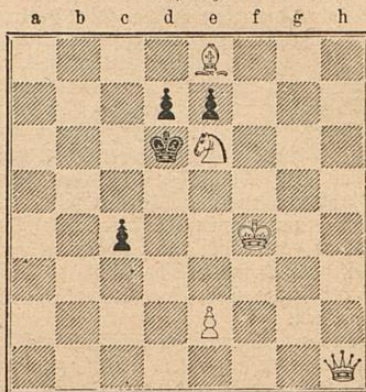
Zwei Handwerksburschen finden auf der Landstraße drei Fäßchen, das eine mit 8 Liter, das zweite mit 5 Liter, das dritte mit 3 Liter bezeichnet. Bei näherer Untersuchung finden sie, daß die zwei kleineren Fäßchen leer sind, das größere aber mit Branntwein gefüllt ist. Sie beschließen sofort, brüderlich zu teilen, doch wie dies bewerkstelligen? Mit Hilfe der zwei leeren Fäßchen und nach mehrfachen Hin- und Herfüllen gelingt es ihnen wirklich, für jeden genau 4 Liter abzutheilen. Wie war dies möglich? —rd.

Schach.

Aufgabe Nr. 158.

Von L. Sprega. Schwarz.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 156 Seite 272.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Weiß.

- 1. ... c2+
2. D b3 - c2+
3. D e2 - d2 matt.

Schwarz.

- K d4 n. d3.
K d3 - d4.

g7 zieht.

- K d4 n. d3.

Rätsel.

- 1. 2. 3. Wo nur hindringt der menschlichen Stimme Hall, Die ersten drei findest du überall.
4. 5. Das nächste Pärchen trägt Lasten fort, Dem Vornehmen dienet es zum Sport.
6. 7. Das folgende schläft im funkelnden Erz Und steigt mit dem Blut dir ins pochende Herz.
8. Die achte hat die Erde umwoben Und Kugeln werden aus ihr gehoben.
9. 10. 11. Champagner und Frohsinn, Contre und Wein Wollen im letzten Trio genossen sein. Das Ganze ein Bund, des Teilnehmer seit Jahren So gut stets wie seine Kunden gefahren. D. J.

Auflösung des magischen Buchstabenquadrats Seite 271.

Table with 4 rows and 4 columns of letters: H A S E, A d a m, S a l m, E m m a

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 48, Seite 271.

Die Dame war im Jahre 1858 geboren und daher gerade 22 Jahre alt. Die Entfernung des Jahres 1858 bis 1880 beträgt 22. Die Summe der Ziffern der Zahl 1858 ist ebenfalls 22.

Auflösung des Rebus Seite 292.

* Komponist der Oper „Postillon Reursinanz.“ — Ein kleiner Wilsfang.

Auflösung des Citatenrätsels Seite 271.

„Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 51.

Table with 3 rows and 3 columns of numbers: 7 3 2, 6 1 5, 4 8 9

Obige Zahlen sind in die 9 Fächer so zu verteilen, daß die Addition jeder der 3 Reihen von oben nach unten, jeder der 3 Reihen von rechts nach links und jede der 2 Reihen überecks 15 ergibt. 8 verschiedene Lösungen sind beizubringen. —rd.

Wir bitten dringend, alle auf den Inhalt dieses Blattes bezüglichen Sendungen und Zuschriften ohne Angabe eines Personen-Namens zu adressieren an die

Bazar-Aktien-Gesellschaft, Berlin W.

— Für unverlangte oder persönlich adressierte Sendungen oder Zuschriften übernehmen wir keinerlei Gewähr.

Die Redaktion des „Bazar“.

Bezugsquelle

für den „Amerikanischen Eierkocher“ und den „Wäschetrodner“: E. Cohn, Berlin, Leipzigerstr. 88.